



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lux, Joseph Aug.: Der rote Rausch : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der rote Rausch

Roman von Joseph Aug. Eug.

(Fortsetzung.)

Waren es wirklich fremde Trauben, an denen sich der Güter vergreifen wollte? Mit nichten, kurzsichtiger Léon! Richard hatte Rechte! Die dunkeläugige Traube mit dem Namen Jeanne war sein, von Natur wegen, aus derselben himmlisch-höllischen Ursache, die sein Blut mit unwiderstehlichem Verlangen nach diesem Mädchen erfüllte, aus dem Unrecht des Triebs, des Instinkts, der sinnlichen Liebe, jener Elementargewalt, die zuweilen stärker ist als die Satzungen, Vorsätze, Verträge und alle Konventionen der Sittenlehre. Da wird kein Sträuben helfen, listiger Marcellin, kein Widerspruch, sprossender Rouquié, von Johannes-trieben sprossend, kein Poltern, schellenlauter Gaston, keine Abspenstigkeit, geschmeidiges Käzchen Jeanne! Süße Nachgedanken! Herr der Schicksale war Richard, Richard, der Denker, Richard, der Liebende, Richard, der Bekannte, Richard, der Enterbte, Richard, der Ränkeschmied, Richard, der Verzweifelte, der eine Drachensaat säen wird, Richard, der Eroberer! Seinem Bruder so unähnlich, war er nicht zugleich wie dieser ein Phantast und damit zugleich ein Kind des südlischen, leicht entzündlichen, übersinnlich schwelgenden Volkes? Ein Phantast des Bösen, zwar im Gegensatz zu dem gutmütigen Gaston, aber einer, der zugleich mit allen Wirklichkeiten rechnete, der nicht nur schwelgte, sondern auch dachte, eine Ausnahme. Wie aber, wenn in dem Phantastengebäude Richards sich ein Grundpfeiler als trügerisch erwies? Musste nicht der ganze Bau zusammenbrechen? etwa wenn wider Erwarten Gaston plötzlich zurückkehrte? Richard lächelte bei dieser Selbstprobe, die er auf seine Rechnung machte. Gaston wird nie in die Heimat zurückkehren. Nie, nie, nie!

Die Briefe waren ein guter Vorwand, sich Jeanne zu nähern, und gleichzeitig ein für Gaston kompromittierendes Beweismaterial, das geschickt benutzt werden musste, wenn die Zeit kam; jetzt noch nicht!

„Paris ist schön und verführerisch, eine gefährliche Stadt; was würdest du sagen, Jeanne, wenn dich Gaston vergessen würde?“

„Ihm zum Trotz würde ich dich heiraten“, spottete Jeanne und ließ den verdugten Richard stehen.

„Wegen Jeanne brauchst du nicht in Sorge sein,“ schrieb er an Gaston; „die dumme Trine bleibt dir auf alle Fälle sicher, wenn du überhaupt an ihr noch Gefallen finden wirst. Mit den Prinzessinnen, von denen du mir schreibst, kann sie sich wahrscheinlich in keiner Weise messen; wir sind eben wirklich nur zurückgebliebene, beschränkte Kleinstadtbürger. Du würdest viele Enttäuschungen erleben, wenn du zu Besuch kämest. Ich beneide dich! Rouquié ist jetzt häufiger hier zu sehen. Er macht verliebte Augen, aber Jeanne denkt nur an Gaston. Der Wein ist noch nicht verkauft, Zahlungen stehen vor der Tür, wir wissen nicht, was noch werden wird. Das neue Weinjahr läßt sich gut an, die Ernte verspricht noch größer zu werden als im vorigen Herbst, aber wir sehen ihr mit Bangen entgegen. Du bist glücklich. Bleib in Paris!“

Damit hatte es seine Richtigkeit, Rouquié war jetzt häufiger in Perpignan zu sehen als je zuvor. Erstens rief ihn die Stimme des Herzens dahin und zweitens die Politik. Denn es waren große Dinge im Gange, der Wirtschaftskrieg gegen die Fälschersyndikate und Großmächte des Weinhandels hatte begonnen, der Kampf gegen den ungeheuern Ring, der bestimmt war, die Konkurrenz des kleinen Winzers zu erdrücken. Es war ein gefährliches, verzweifelttes Ringen mit einer unsichtbaren Macht, deren würgende Faust wohl jeder fühlte, die aber, sobald man zupackte, sich weich und widerstandslos erwies und in nichts zerfloß. Man lebte wie in einem bösen Traum, von einem Alp befallen, dessen man sich nicht erwehren konnte.

Die Fabel erzählt von einem seltsamen, furchtbaren Geschöpf, das am Grund des Meeres lebt, durchsichtig, weich und unfassbar wie Schleim, riesengroß, mit langen Fängen bewehrt und von unheimlicher Kraft erfüllt. Wehe dem menschlichen Wesen, Taucher oder Schwimmer, der in die Nähe dieses mystischen Ungeheuers kommt! Man fühlt sich von schleimigen Wasserarmen plötzlich umfaßt, gepreßt, gewürgt, und wenn man glaubt, sich von einem der umschlingenden Arme losgemacht zu haben, ist man an anderen Stellen hundertfach geschnürt und hinabgezogen. Man ist rettungslos verloren. Zuweilen hört man von furchtbaren Kämpfen der Taucher, deren Messer in dem Quallenleib dieses schrecklichen Wesens wühlen, um es unschädlich zu machen, meistens vergebens. Die gallertartige, durchsichtige, glasige Masse enthält kein Herz, das zu treffen ist, und dennoch nährt sich dieser Körper von den Wesen, die er an sich zieht, ihnen das Leben auszusaugen, davon dieses Polypentier größer und größer wird.

Einem solchen Unhold glich die unsichtbare Macht, die sich über das Land legte und die Winzer zu erdrücken versuchte. Das Volk brauchte, wo ihm die Begriffe fehlten, wenigstens Worte, sich ein Bild zu machen: Blutsauger! Schinder! Götze! Diese Schmähworte bezeichneten die Vorstellung, die es sich von seinem Gegner machte, nebelhaft, unsicher, ungeheuerlich! Man wußte es nicht zu fassen, seine Schwäche auszunügen, man war daher unfähig, mit dem Zeitgeist einen Pakt zu schließen. Der Zeitgeist war dieses unheimliche Fabeltier, vor dem sich die altväterischen Leute bekreuzten.

Aber man hatte ja seine bewährten Führer, die Auge und Hirn waren, und die der heiligen Sache des Volkes unfehlbar zum Sieg verhelfen würden... Marcellin, Rouquié, Francillon, um nur einige der Häupter zu nennen. Sie waren die Großsiegelbewahrer des Volksvertrauens, das ihnen blindlings gewährt wurde, besonders aber dem Marcellin. Er war in den Augen seiner Landsleute der rechte Heiland, Rouquié ein treuer Johannes, Francillon als Gemeinderat, mit den Schlüsseln der Regierung, ein heiliger Petrus. Und darauf kam es ja an, daß man den Schlüssel der Regierung hatte, die sich wie eine Himmelstür öffnen sollte, damit von oben herab der Streit geschlichtet werden könne.

Ja, die Regierung! Es gab nur eine Hoffnung in diesem Winzerkrieg, und diese Hoffnung war die Regierung.

Noch eine bedeutende Kraft war zu nennen, die in dem „Aktionskomitee zum Schutz der Winzerinteressen“ wirkte, wenn auch bescheiden im Hintergrund. Richard...!

Er hielt keine Reden wie die anderen, nein, aber er verfaßte die Protokolle, wohnte den Sitzungen bei und hatte Pläne, Pläne! Er wußte bestimmte Dinge,

das Fabrikationsgeheimnis der Fälscher, soweit Gaston es ihm erklären konnte, und münzte dieses Wissen in dem Programmentwurf, der im Komitee für die Regierung ausgearbeitet wurde. Ha, ein politischer Kopf, dieser Richard! Er konnte Stichworte geben, die wie Raketen aufflogen, und dafür wußten Volksredner wie Marcellin und Rouquié innigen Dank. O, es steckt etwas in diesem unscheinbaren Richard, ein guter Famulus, trotz seiner Häßlichkeit ein sehr angenehmer Mensch.

Es war Frühling, die Zeit des Sturms, die Zeit des Werdens, die Zeit der Minne. Ein süßes Hoffen! Rouquié brachte, so oft er aus Carcasone herüber kam (und er kam oft!), Blumen mit, Blumen für Jeanne. Rouquié lächelte, Jeanne errötete, Richard erbleichte. Auf den Hügeln blühte wiederum der Wein, ein quellender Segen, ein unaufhaltbares Verhängnis. Wer wagt diese Gnadenspende aus Gottes Hand — Verhängnis zu nennen? Frevler, Gotteslästerer! Aber in den Kellern floß der Wein über und über, erhob und bäumte sich in den Fässern, als er merkte, daß draußen ein Blühen sei, denn er hängt an unzählbaren Fäden mit dem großen Weltherzen zusammen, das sich mit neuen, frohen Ahnungen, mit seligem Glauben, mit Hoffen und Lieben erfüllt. Ach ja, ja, dieser Wein in den Fässern, wenn er nur schon verkauft wäre! Was tun, wenn er liegen bleibt und die Lesezeit kommt, wo der andere bereits nachdrängt und keine Fässer da sind, keine Räume, ihn einzulagern, und was tun, wenn kein Geld ins Haus kommt? Zinsen, die zu bezahlen sind, die Steuern, die mannigfachen Abgaben, die alten, längst gestundeten Rechnungen, o, man mag an diese graufige Zukunft nicht denken, an diese drohende Zukunft, die weinbeladen, von Reichtum, von Gottesseggen überfließt!

Ach was, Gewinsel, Rabengekrächz, Kassandrarufe, Unfengeschrei! Der Wein wird verkauft sein, bevor die neue Lese kommt! Hoch die Regierung! Hoch Marcellin! Hoch das Komitee!

Das war die Stimmung.

Für die Freiheitszeit war die Lage allerdings nicht günstig. Jeanne dachte an Gaston, Rouquié dachte an Jeanne, allein die äußeren Umstände waren sehr kritisch und beanspruchten die ganze Kraft der Führer und Politiker, kurz, es war keine Zeit zum Tändeln. Und dann, in bezug auf Jeanne war es vorderhand eine Rechnung ohne den Wirt.

„Geduld, Freund Rouquié!“ ermahnte Marcellin. „Noch ist nicht Lesezeit! Aber wenn der große Kampf ausgefochten ist, der Kampf, in dem die Winzer und die Häupter der sämtlichen Gemeinden zusammenstehen müssen wie ein Block, dann winkt der Liebe Lohn. Dann ist Zeit verfloßen, die Kindereien sind vergessen, in ernstesten Zeiten reißt auch die Jugend schnell, und dann, Freund Rouquié, wirst du als glückstrahlender Bräutigam über diese Hügel steigen, die Brokatweste deines seligen Großvaters wird wieder einen Auferstehungstag feiern, die seidenen Strümpfe, die Schuhe mit den silbernen Schnallen, der hohe, elfenbeingeschnitzte Stock mit dem Goldkettlein dran, am Handgelenk befestigt, die Böller werden krachen, Jeanne wird vor Freude erglühen über und über wie ein Rosengärtlein, und es wird keinen schöneren Bräutigam geben als dich, alter Rouquié! Aber Geduld! Laßt uns erst den großen Schnitt machen, laßt wieder die Zeit kommen, wo die Hügel in Most schwimmen, und dann

wollen wir sehen, ob die Töchter des Landes die Helden und Retter nicht zu beglücken wissen!“

Wenn auch die Erntezeit ernst und schwer war und Sturmzeichen am Horizont aufstauten, so gab es dennoch viel Abwechslung, viel Regsamkeit und viel Kurzweil. Allerorten wurden Versammlungen abgehalten, Marcellin und Rouquié mußten bald hierhin, bald dorthin, nach Narbonne, nach Argellier, nach Montpellier, nach Béziers, im Umkreis der drei Departements de l'Aude, de l'Hérault, des Pyrénées-orientales. Und überall mußten Marcellin und die übrigen Mitglieder des Komitees aufs Dach steigen, um vor der unübersehbaren Menge Reden zu halten. Trotz der verzweifeltsten Situation und Erbitterung, in die man geraten war, ging es laut und lustig her, wie bei einer Wallfahrt. Von allen Orten kamen die Teilnehmer, nicht nur Winzer, sondern auch Handwerker, Kaufleute, Angestellte, Kinder, Greise, Weiber, kurz alles, was seine Reine gebrauchen konnte. Niemand blieb zu Hause. Man kam mit fliegenden Fahnen, mit Bildern, mit Inschriften, mit klingendem Spiel. Marcellin predigte den Kreuzzug der Winzer gegen die Wucherer, Blutsauger und Diener des Götzenmammon in Paris. Er war der Abgott der Menge. Rouquié indessen bearbeitete die versammelten Bürgermeister, Stadtverordneten, Gemeindevorstände, sie mürbe zu machen, sie zu überzeugen, daß es ihre heilige Pflicht dem Volke gegenüber wäre, gemeinsame Sache mit den bedrängten Winzern zu machen und mitzuhelfen bei dem Druck, der auf die Regierung ausgeübt werden müsse. Da es sich um den Wein handelte, die Quelle des Wohlstands, die verschüttet zu werden drohte, so bedurfte es keiner großen, überzeugenden Kraft, weil die Sache eigentlich für sich sprach und die meisten, die im hohen Rat der Gemeinde saßen, ja selbst als Weinbergbesitzer zu den Betroffenen gehörten. Während auf diese Weise Rouquié beschäftigt war, sozusagen Regierung gegen Regierung zu mobilisieren und zu organisieren, hatte er dennoch Zeit, zwischendurch an Jeanne zu denken, ja, die Sache war sogar besonders günstig, weil natürlich auch Jeanne nicht zu Hause blieb und immer mitzog, wenn Protestkundgebungen stattfanden, deren Haupt Marcellin war. So sah man sich in der bewegten Zeit häufiger als früher, wenn auch immer an fremden Orten, aber zugleich brachte die gemeinsame Sache die Herzen einander näher, und es war wunderbar zu sehen, wie über allen persönlichen Streit und Abstand hinweg das Volk, hoch und niedrig, zu einem einzigen Wesen zusammenschmolz. Die Umstände waren es, die aus friedlichen, einfachen Bürgern und Weinbauern Heroen machten, Heilige, Helden, Märtyrer. Nie blüht die Liebe schöner als in Gewitterzeiten. Jeanne hatte nie besonderes Interesse an den Fragen der Gemeindepolitik und den sonstigen, öffentlichen und wirtschaftlichen Gesamtangelegenheiten, mit denen insbesondere Vater Marcellin und Bürgermeister Rouquié beschäftigt waren; jetzt aber glühte sie vor Begierde, alle Einzelheiten dieser verzwickten Sache zu verstehen, die im Freien gehaltenen Reden anzuhören und über das Gehörte zu debattieren, wie überhaupt gleich Jeanne niemand war, der sich in diesen Tagen nicht als ausgemachter Politiker, Redner und Weltverbesserer fühlte.

Ach, es war manchmal schön wie in der Kirche. Jeanne sah mit verzückten Augen wie zu einer Kanzel empor, wenn Vater Marcellin auf dem Dach eines niederen Hauses unter dem blauen Baldachin des freien Himmels stand und seine

Rede über die lauschende Menge ausgoß. Wie erhebend, wenn ab und zu die Hände in die Luft flogen und die Zurufe der Menge erschallten, ein ungeheures Brausen, wie wenn der Sturmwind in einem Wald dahinfährt oder die Welle des Meeres gegen die Felsen donnert, herrlich, überwältigend, daß es einem kalt über den Rücken rieselte. Und erst der würdige Herr Rouquié! Es schien fast, als ob Gott Vater selber aus den Wolken redete, eine machtvolle Orgelstimme, in der ein süßer Ton ging wie der Sang der Engel. Welch ein anbetungswürdiges Bild!

Durfte Rouquié die Teilnahme Jeannes nicht als eine frohe Botschaft begrüßen, die indirekt seinem Herzen galt? Es wurde ihm warm um die Brust, und während er vor der Menge sprach, erschien groß am Himmel, angetan mit der weißen, großblumigen Brokatweste seines Großvaters, die Spitzenkrause vorn an der Brust, den hohen, aus Elfenbein geschnitzten Stock mittels eines Kettleins am Handgelenk, mit weißen Seidenstrümpfen, Bändern an den Kniehosen, silbernen Schnallen an den Schuhen, der schönste und glücklichste Bräutigam des Landes! So trieb das alte, jung gebliebene Herz Blüten und Ranken, eine ganze Liebeslaube, Jeanne darin einzuschließen. Sie war der Genius, der ihn befeuerte, sie war der Liebeslohn, der auf das Gelingen des großen politischen Feldzuges gesetzt war, sie war der Ehrenpreis für den Streiter in der heiligen Sache des Volkes und der Heimat. Sie hatte einen hohen Beruf, aber sie schien nichts davon zu ahnen.

Doch! Es trug sich in Perpignan eine Begebenheit zu, in die Jeanne verwickelt und wofür sie von dem Volk als Nationalheldin geehrt wurde.

Vater Marcellin hatte die Forderung an die Regierung formuliert und bei den Massenkundgebungen in den verschiedenen Städten und Winzerorten des Weinlandes proklamiert. Die Regierung sollte mit unnachsichtlicher Strenge die Weinfälschungen unterdrücken, das Zuckern des Weins verbieten, den Zuckerverkauf unter staatliche Aufsicht stellen, ebenso den Weinhandel und den Alkoholgehalt der zu Markt gebrachten Weine nebst einer großen Reihe von Fragen, die die Anebelung des Gegners betreffen, und zu denen sich die Regierung verpflichtet fühlen mußte, wenn sie sich nach der Meinung der Winzer mit den Volksinteressen identisch wisse. Man kam aber bald zur Einsicht, daß, wenn schon die Mühlen Gottes langsam mahlen, die Mühlen der Regierung noch langsamer mahlen. Die ersehnte rasche Wirkung blieb aus. Zwar waren alle Städte festlich besetzt, wo Kundgebungen dieser Art stattfanden, es erfolgten Begrüßungen durch die Bürgermeister, großartige Umzüge wurden gehalten. Auf den vorangetragenen Standarten konnte man aufreizende Inschriften lesen: Tod den Fälschern! Nieder mit den Blutsaugern! Der Zucker gehört in den Kaffee! Das Wasser in den Kanall Und Marcellin als der Winzerapostel begeisterte die Menge durch seine Reden. In Narbonne hatte Bürgermeister Rouquié den im Aktionskomitee gefaßten Entschluß verkündet, der geeignet war, die Regierung aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln. „Wenn nicht binnen vierzehn Tagen Abhilfe geschaffen wird, legen sämtliche Bürgermeister und Gemeinderäte in den Weinbezirken ihre Ämter nieder; die Staatsmaschine wird in diesen Gegenden so lange zum Stillstand gebracht, bis die Regierung ihre Bereitwilligkeit erklärt hat.“

Vierzehn Tage vergingen, drei Wochen vergingen, der Wein am Stock blühte ab und setzte Trauben an, ein wundervolles Gedeihen war auf allen Hügel, aber

der Wein in den Kellern war unverkauft, die Not war in den Häusern gestiegen, und die Regierung hatte noch immer nichts getan. Allerdings kamen Leute aus Paris unter verschiedenen Namen und Titeln, die Erkundigungen einzogen und die Taschen mit Versprechungen gefüllt hatten, die Regierung sei an der Arbeit, sie werde allen Wünschen gerecht werden, man sei gekommen, die Notstandslage zu überprüfen, es werde alsbald eine günstige Wendung eintreten! Richard hatte zwei solcher Leute zu Gast, die tagelang in seinem Hause verblieben, wahrscheinlich, weil sie hier bei dem Vertrauensmann des Aktionskomitees einen entsprechenden Einblick in die traurige Lage der Dinge gewinnen konnten.

Es war seltsam, daß Richard in der Zeit, wo niemand verkaufte und nur die Wohlhabenden nicht in Bedrängnis gerieten, seinen Zahlungsverpflichtungen pünktlich nachkam und den Schuldenzurm, der auf sein morsches Haus drückte, Stein für Stein abzutragen vermochte. Hat Richard eine Erbschaft gemacht? Hat er einen Schatz ausgegraben? Hat er mit dem Teufel einen Pakt geschlossen? Hat er um den Preis seiner Seele das Geheimnis erlangt, den Rüssel zu schaben, daß statt Blutstropfen die Goldstücke herunter fielen?

Das Ansehen Richards wuchs, keiner wagte, ihn zu verlachen oder zu verspotten, jeder suchte seine Freundschaft. Richard blieb, wie er war, schweigsam, zurückhaltend, beobachtend. Ihn konnte nichts überraschen, alles war berechnet, planmäßig vorbereitet!

Aber, was nützte der Begeisterungsrausch, die Umzüge mit Fahnen, Bildern, Inschriften, der Festschmuck der Stadt, daß es aussah, als sollte in diesem Jahr die Fronleichnamsprozession hundertfach wiederholt werden mit Menschenmengen, wie man sie nie zuvor beisammen gesehen hatte. Hunderttausend, zweihunderttausend, immer mehr und mehr, bis es fast eine Million war. Was nützte das ergreifende Schauspiel, wenn die Regierung schwieg und der Wein wie festgelagert in den Kellern verblieb? Keine Hand, die danach verlangte, kein Preis, der angetragen wurde, nicht einmal das armseligste Angebot! Und solange die Regierung müßig zusah, mußten die Vorräte unverkäuflich bleiben. Ja, wenn sie einmal ihr Machtwort gesprochen, dann würde dieses Blut der Erde in Strömen hinausfließen in alle Welt, dann würden Tausende von Händen danach langen, dann würden die verlangten Preise gezahlt werden, dann würde man vielleicht noch höhere Gewinne erzielen, dann könnte man eine gute Spekulation machen. Ja, dann!

Das rote Blut der Erde!

Um dahin zu gelangen, mußte, nachdem bis jetzt nichts fruchtete, das Äußerste gewagt werden.

(Fortsetzung folgt.)

